

Ausflug in den Dschungel in Chitwan, südliches Nepal am 12.08.2015

Chit = Dschungel, Wan = Herz; Chitwan = Herz des Dschungels)

In den Dschungel darf man nicht alleine gehen, wir waren zu zweit, Minka und ich und hatten zwei Führer, die uns begleiteten, mit Stöcken bewaffnet wegen der Bären, die Wanderer angreifen können. Wir wurden instruiert, wie man sich verhält, wenn ein Nashorn uns angreift (weglaufen), wie anders, wenn es der bengalische Tiger tut (stehenbleiben – aber auf die Frage, wie man sich verhält, wenn man vor dem Nashorn wegrennt und einem Tieger begegnet...) oder die Bären. Krokodile würden uns im Urwald nicht begegnen, sondern nur am Fluss und wir lernten, wie die gefährlichen aussehen (kurze Mäuler) und wie die, die für Menschen harmlos sind (lange Mäuler), aber bedrohlicher wirken. Verhaltensweisen etc. wurden erörtert von dem sehr jungen, unendlich feinen, seine Welt und die Tiere unendlich liebenden Mann.

Es ist Monsunzeit, aber ungewöhnlich heiß für nepalesische Verhältnisse. Die Hitze und die extrem hohe Luftfeuchtigkeit führten zum exzessiven Schwitzen bei mir, so dass meine Brille ständig beschlagen war. Das Hemd war bald so durchnässt, dass ich daran die Brille auch nicht mehr trockenreiben und reinigen konnte. So setzte ich die Brille ab, was mich anfänglich sehr unsicher machte, denn ich trage die Brille immer und bin sehr daran gewöhnt. Auf einmal war alles verschwommen, die Räumlichkeit fehlte anfangs ebenso, wie die Sicherheit. Ich stolperte leichter und sah nichts mehr in der Ferne.

Ich merkte, wie sehr ich in dem nicht unproblematischen Terrain (in der Nähe von Nashörnern kam es sehr darauf an, lautlos zu sein, also keine Äste etc. knacken zu lassen, ständig versuchten die Augen die Gegend abzusuchen usw.) mit den Augen konzentriert fixierte, nach Nashörnern, Bären und Tigern Ausschau hielt. Ohne Brille, nach erster Unsicherheit, schaltete ich mehr auf „Hör-Modus“ um. Ich habe so den Unterschied von Sehen und Hören noch nie erlebt! Das Auge sieht scharf, wo die Sehachsen sich kreuzen. Es ist die konzentrierende Geste. Das Gehör geht viel mehr in den Umraum und hat mehr die Aufmerksamkeitsgeste. Plötzlich hörte ich den Dschungel viel intensiver. Ein Vogel, der ähnlich gurrte, wie bei uns die Tauben, gurrte in zwei Tönen, offensichtlich den einen beim ein- und den anderen beim Ausatmen. Ein höherer und ein tieferer Ton, die sich fast taktartig, jedenfalls in einem sehr regelmäßigen Rhythmus abwechselten. Sie gaben den „Basso continuo“ ab. Gleichmäßig legte sich in viel höherer und mehrfacher Stimmlage ein gering an- und abschwellendes Zirpen darüber, wie wir es von Grillen kennen, nur viel lauter. Beide zusammen bildeten ein Geräuschmix, einen Klangteppich mit rhythmischer Note, wie die Hintergrundmusik bei einer gut eingespielten Jazzband. Dazu sangen andere Vögel je eine melodische, aber wiederkehrende Melodie, die von dem Grundrhythmus begleitet wurde. Ein tolles Konzert! Eine Zeitlang beherrschte dieser Klangteppich meine Wahrnehmung, der ich intensiv, also wieder konzentriert, lauschte. Als ich dieses zwar im Ohr behielt, aber es nicht mehr meine Hauptwahrnehmung seien ließ, öffnete sich dahinter eine weitere Welt von Klängen. Leises Knacken von Ästen hie und da, Rauschen in den Blättern bei ganz geringem Wind, leisere Vögel weiter entfernt und ein ganz leises Grundmurmeln von dem Vielfältigen Leben im Urwald, kaum hörbar, wie Watte weich und unaufdringlich. Wenn man nicht mehr auf das und dann auf jenes Geräusch achtet, sondern wie träumend das Ganze zulässt, ist es ein Geräuschgemisch, das schwingt und trägt und auf eine unmerkliche Art zusammenklingt. Eine Dschungelsymphonie! Man kann sich gut vorstellen, dass, wenn man ganz in diesen Klang eintaucht, sofort für Geräusche wach werden kann, die da nicht hingehören, wie die Schritte von Menschen. Unsere beiden Führer bewegten sich fast lautlos, aber wie „in“ dem Geräuschgemisch. Wir beide, besonders ich, die ganz ungeübt in diesem Pirschen sind, machten ständig Geräusche, die aus diesem Geräuschgemisch herausfielen, weil wir auf Äste traten, Zweige bogen, die dann zurückklatschten, lauter atmeten usw. Dass das z.B. die Nashörner dann wahrnehmen und Gefahr wittern, ist klar.

Meine Augen aber gewöhnten sich relativ rasch an die ungewohnte Situation und es gelang mir bald in der Nähe ausreichend zu sehen, in der Ferne mehr Farbgemische, in denen mir leichte Bewegungen rascher auffielen, als mit Brille. So sah ich sogar einmal Rehe (die sagen hier „Rehe“, es scheint aber eine Antilopenart zu sein, sehr scheue Tiere, die man im Dschungel fast nie als ganze Tiere sieht, sondern immer nur abschnittsweise zwischen zig Bäumen, hunderten von Ästen und tausenden von Blättern), die dem Führer noch gar nicht aufgefallen sind. Mit Brille sah ich nicht so sehr Farbgemische, sondern Baumstämme, Äste und Blätter. Rehe, auf die die Führer verwiesen, konnte ich immer sehr schwer ausmachen. Ich scannte gewissermaßen von Punkt zu Punkt die Umgebung ab, um sie zu finden. Bis das Auge an dem Punkt war, waren die scheuen Tiere meist schon weg. Hier merkte ich, dass das „Nichtgutsehen“ ohne Brille manches sichtbarer macht, als das „Gutsehenkönnen“ mit der Brille. Die Welt sah eher so aus wie ein Monet-Bild des alten Monet, als er auch nicht mehr gut sehen konnte, und diese Bilder ganz aus der Nähe betrachtet: Farb- und Liniengewirr, wie es Pollock dann aufgegriffen hat in seiner ungegenständlichen Malerei. Wenn ich so z.B. Rehe als Anderes, als das übrige Farb- und Liniengemisch wahrgenommen hatte, setzte ich die Brille auf und plötzlich veränderte sich das Bild so rasant und eklatant, dass mir fast schwindelig wurde von der Fülle von Gegenständen, die es zu sehen gab, dass ich das Reh erst wieder suchen musste. Das erinnert mich an ein Jugenderlebnis, als ich mit einem Freund Mineralien sammeln war, wir an einer ausgewiesenen Fundstelle jeden Stein umdrehten, um darunter Kristalle zu suchen, die wir dann nicht gefunden hatten. Da begegnete uns ein Mann, der viele und wunderbare Kristalle und Kristallstufen hatte, einen ganzen Sack voll und zu uns mitleidig sagte: „Kristalle darf man nicht suchen, man muss sie finden“. Er ging mehr mit einem träumenden Blick und nicht mit dem abschnend-fixierenden Blick durch die Welt. Dieses Sehen ohne Brille eröffnete mir die Welt ähnlich, wie ich es vom Hören der Dschungelsymphonie beschrieben hatte. Ich habe gewissermaßen mit dem Auge „gehört“. Zwar ist es phantastisch, dass wir 5 Nashörner gesehen haben, ein großes Krokodil, Eisvögel, Papageien, Fischreiher und Elefanten. Das kann man abhaken, fotografieren und in der Erinnerung behalten, wie eine Trophäe im Schaukasten und sich später gut daran erinnern. Wir haben eine andere Welt gesehen und das ist die Reise schon alleine wert gewesen. Aber ich habe nicht nur eine andere Welt gesehen, sondern ich habe anders gesehen. Und das ist fast noch besser. Das ist aber nicht so definierend, wie „ich habe das und das gesehen“, sondern mehr wie ein Traum, der, wenn man sich an ihn erinnern will, wieder zerrinnt. Ich muss an Rilke denken, der sagt: „die Dinge singen hör´ ich so gern“ oder Eichendorf: „schläft ein Lied in allen Dingen...“. Es war die Welt hinter der Welt, es war ein Zusammenklang. Ich fühlte mich „in“ der Welt und nicht mehr als Betrachter „vor“ ihr. Ich glaube so dem „Herz des Dschungels“, dem Chitwan sehr nahe gekommen zu sein!

Noch etwas fiel mir auf. Als die Exkursion begann, fuhren wir mit einem Einbaum auf dem Fluss ca. 30 Minuten entlang, bis zu der Stelle, an der unsere Wanderung begann. Auf dem Wasser schwammen Wasserhyazinten (Eihornia). Die kenne ich nicht aus der Natur, sondern nur aus Büchern und aus Gartencentern. Sie haben Luftblasen, so dass sie im Wasser schwimmen können, ohne im Boden wurzeln zu müssen. Wie phantastische und märchenhafte Sagen-Schiffe schwammen sie einzeln oder in Verbänden auf dem Fluss, einige haben sich am Ufer festgesetzt, andere bildeten große Inseln auf dem schnell dahinfließenden Gewässer. Da hatte ich noch die Brille auf. Etwas bekanntes, aber so noch nie gesehenes in einer so fremden Welt entdecken zu können, hat mich fast mehr begeistert, als das Krokodil. Krokodile sind gefährlich, besonders, furchterregend und sensationell. Wir wurden von unserem Führer darauf hingewiesen. Das sieht man, das fotografiert man, das „hakt man ab“ als herausragendes Erlebnis. Aber in der unbekannten Welt etwas bekanntes, zwar noch nie gesehenes, aber etwas, mit dem ich mich beschäftigt hatte, eine Pflanze, die ich als Heilmittel oft verordnet hatte, mit der ich Erfolge hatte, deswegen mich auch damit beschäftigt hatte, ein inneres hochpositives Bild davon in mir trug, das hier zu sehen, so massenhaft,

dass für die Führer es überhaupt nichts Besonderes war, was sie so wenig beachteten, wie wir einzelne Grashalme nicht mehr beachten, das hier zu entdecken, ein inneres Bild in dieser Welt wiederzufinden, war ein Hochgenuss ganz besonderer Art. Ich werde es weiter verordnen, wenn sich eine Indikation dafür ergibt. Aber immer dann werde ich an heute zurückdenken, an den Tag, an dem meine Augen gelernt haben zu hören!

Köstlich.





Am nächsten Tag vom Elefanten aus – Elefanten sind wir Nashörner keine Gefahr.





